KRASSER GURU

ROMAN

KATHARINA

AUFSTIEG UND NIEDERTRACHT II

DIETHER DEHM

Über den Autor

Diether Dehm, geboren 1950 in Frankfurt am Main, Autor, Komponist, Manager, siebzehn Jahre Mitglied des Bundestages. Er war Geschäftsführer eines Musikverlages, war Bundesvorsitzender der SPD-Unternehmer, Linkspartei-Vorsitzender in Niedersachsen. Im Nitribitt-Mordprozess 1960 standen Mitglieder seiner Familie im Zeugenstand. Dehm verfasste rund sechshundert Lieder, darunter Hits wie „1000mal berührt", „Was wollen wir trinken", „Faust auf Faust, Schimanski!" und „Das weiche Wasser", schrieb Sachbücher und TV-Satiren und veröffentlichte die Romane „Die Seilschaft" (2004), „Bella ciao" (2007) und „REBECCA – Aufstieg und Niedertracht Bd. 1" (2025).

Über das Buch

Die Oberkellnerin Katharina in Honeckers Jagdschloss „Hubertusstock" wird für den hessischen SPD-Staatssekretär Rudi Hermann bei einem Weihnachtsausflug an den Werbellinsee in der DDR zu einer Engelsgestalt intimer und gesellschaftlicher Sehnsüchte. Ihre ungekünstelte Art, zu sehen und zu reden, bildet einen extremen Kontrast zum westdeutschen Parteienmorast, in dem Rudi zu versinken droht. Als linker SPD-Star muss er nämlich gerade hart gegen rätselhafte Skandalisierungen aus dem geheimdienstlich-medialen Komplex ankämpfen. Zudem ist Rudi Hermann einem Grundwasserskandal im profitablen Atommülllager „Asse" auf der Spur.

Obwohl Katharina Rudis Drängen, ihn in Frankfurt am Main zu heiraten, nicht nachgeben will und bei ihrer Tochter Vivienne in Ostberlin bleibt, gibt sie ihm Halt und Hilfe – gemeinsam mit einigen wenigen Freunden in SPD und SED. Gegen den geheimdienstlich-medialen Komplex des „großen Geldes" und gegen dessen Skandalisierungsanschläge auf Rudi. Aber auch gegen „eigene" Parteifreunde, die den prominenten Bankengegner weghaben wollen – mit Fallenstellereien des Parlamentarismus, die in diesem Liebeskrimi so detailgetreu wie spannend ausgemalt sind.

Diether Dehm

AUFSTIEG
UND NIEDERTRACHT II

Katharina

Veröffentlicht von:
Krasser Guru GbR
Kiebitzpfad 20 | 65933 Frankfurt
buecher@krasser.guru | www.buecher.krasser.guru

1. Auflage | Oktober 2025

© 2025 Diether Dehm
Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung des Autors.

Umschlaggestaltung: Björn Gschwendtner
Bild erstellt mit KI (OpenAI DALL·E)

Lektorat: Jenny Farrell und Sabine Kebir
Satz: Björn Gschwendtner

ISBN: 978-3-911834-07-0

Inhalt

1. Vorladung und Vorbemerkung *9*
2. Inoffizieller Staatsbesuch *23*
3. Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft „Erich Weinert“ *45*
4. Zurück im Objekt *49*
5. Zartes Anklopfen *57*
6. Großes Kino mit Zwischenruf *61*
7. In Ministerium und Basis *79*
8. Der Berufspolitiker *93*
9. Rückblende auf die SPD-Aufstiegszeit *99*
10. Back in the DDR *105*
11. Zurück im Maschinenraum *127*
12. Mit ihr bei sich *131*
13. Katharina und Isolde *145*
14. Ostermarsch *157*
15. Hinterm Tränenpalast geht’s weiter *177*
16. Verrat? Aber niemand liebt Verräter! *197*
17. Umsichtige Isolde *211*
18. Zigarren und Karo-Zigaretten *235*
19. Brechts früherer Kohlenkeller *259*
20. Zurück an der Delegiertenzählfront *269*
21. Urlaub auf Rügen *287*
22. Verwickelungen bei der Abwicklung der DDR *361*
23. Scharf- und Heckenschützen beziehen Aufstellung *393*
24. Durchgestochen an die Medien? *397*
25. Vor dem Großinquisitor der dpa *405*
26. Kuhhandel für den Parteitag *423*
27. Barockstadt Fulda *437*
28. Rückblenden in rosa Licht *461*
29. Reinheit der Liebe in unreiner Welt *469*
30. Die Wende – verklärt und verklart *481*
31. Die Umwandlung rebellischer Energien in parlamentarisches Sitzfleisch 489
32. Tuchfühlen auf feindlichem Terrain *503*
33. Berliner Hauptstadt-Deals *519*
34. Wer bleibt verdächtig? *523*

Er fühlte sich in der Lage jenes Hündchens, das sich im Zimmer schlecht aufgeführt hat und welches der Herr am Nacken packt und mit der Nase in diejenige Abscheulichkeit, die es gemacht hat, hineinstößt … Aber er verstand noch immer nicht die Bedeutung dessen, was er getan hatte, und er erkannte den Herrn nicht.

Leo Tolstoi, Auferstehung

1. Vorladung und Vorbemerkung

Er hatte damit gerechnet, zur Berliner Polizei bestellt zu werden. Dreimal hatte er in der Berliner Zeitung vom „mutmaßlichen Mord“ an der „mutmaßlichen Prostituierten“ gelesen, zuletzt unter dem Titel: „Mutmaßlich prominente Kunden?“ Sein Name musste in ihrem Notizbuch gestanden haben – also nun die Vorladung. Er würde aussagen, er sei kein Kunde gewesen. Vielleicht sogar anbieten, bei der Suche nach dem Täter zu helfen.

Der ermittelnde Beamte mit farbloser Telefonstimme und Titel „Hauptkommissar Westphal“ hatte sich ganz auf Rudolf Hermanns Parlamentskalender eingestellt. Auch der PDS-Abgeordnete Kraus und Vivienne, die Tochter der Getöteten, seien geladen. Ob man sich da wohl aus dem Weg gehen könnte?

Er öffnete eine Flasche Cabernet, schob die selbstgebrannte *Majikat* von Cat Stevens ein und dachte sich zurück in dieses Kapitel, das eigentlich abgeschlossen war. Er sei es sich, der Toten und vielleicht seinen Irrwegen schuldig, es noch einmal aufzuschlagen. Zögerlich flackerten Erinnerungen auf, zunächst blassgrau, dann wie ein grobkörniger Schwarz-Weiß-Film, bald nachkoloriert, begleitet von wenigen Stimmen, die er mochte.

Freute er sich auf Vivienne? Neugierig war er jedenfalls. Verdächtigte sie ihn etwa? Warum? Als er sie das letzte Mal gesehen hatte, war sie ein stiller Rauschgoldengel mit karotinem Gesicht, störrisch stampfend, dann scheu hinter ihrem Onkel Andrej verschwindend, mit Pausbacken unter kastanienbraunem Lockengebirge.

Als er sie dann in der Zeitung gesehen hatte – die Anti-Atom-Aktivistin, die sich auf den Altar der Leipziger Nikolaikirche gesetzt hatte –, musste er zweimal hinschauen. Nicht das Kind von früher war ihm vertraut, sondern diese junge Frau. Nur – woher?

Ein paar Mal hatte ihre Mutter, die Getötete, ihm vor der Wende

von Vivienne erzählt – traurig, weil sie ihr nicht mehr groß helfen konnte, aber auch stolz auf ihre „Singerei bei diesen sozialdemokratischen Falken“ und, wie sie durchscheinen ließ, wohl auch sehr schön.

Rudi trank, dachte an Katharina und sog an seiner Montecristo, die er im Takt von *Peace Train* schwenkte wie ein Fähnchen bei einer Maidemo. Der Rauch stieg in Richtung eines geschmacklosen Lampenschirms, wie in einen Sonnenuntergang eines kubanischen Guerillafilms. Am meisten war er auf die Ermittlungen gespannt, dann auf Vivienne. Morgen würde er mit dem Kommissar ausgiebig reden. Der schien sich wohl schon am Telefon gefreut zu haben, wie wenig abfällig Rudi von der DDR gesprochen hatte.

Zwar blieb der Bundestag noch in Bonn, doch viele parlamentarische Arbeitsgruppen tagten bereits in Berlin. Auch die Medien verstärkten dort ihre Präsenz. Rudi mochte Bonner Hotelzimmer ohnehin nicht mehr. In Berlin war einfach mehr los. Er schaltete den Fernseher nicht an, legte sich aufs rote Samtsofa und schloss melancholisch die Augen.

Wie sich die Bilder glichen: wieder ein „Prostituiertenmord“. Damals war er zehn gewesen, als der Prozess gegen Heinz Pohlmann begann – seinen „Onkel Heinz“, der ihm oft Asthmamedikamente gebracht hatte. Dann hatte seine Mutter Helene gegen Pohlmann ausgesagt. Plötzlich wurde er in der Schule, in der Lehre, sogar bei den „Falken“ danach gefragt. Auch damals: prominente Kunden im Kalender der Ermordeten. Wie jetzt. Die Tote damals hieß Rosemarie Nitribitt, die unter dem Namen „Rebecca“ bekannt war.

Nun war er selbst als Zeuge geladen. Beklemmend. Er machte die CD aus – zur Ablenkung, zum Erinnern. An die Übergangsjahre nach dem berühmten Prozess. An den farbigen Strudel, den die Medien später „Studentenbewegung“ nannten, in dem er als „proletarischer Star“ galt. Viel später befasste er sich eingehender mit dem „Fall Nitribitt“. Seine Familie hatte nur widerwillig darüber gesprochen. Der Prozess hatte die Ehe seiner Eltern erschüttert,

seiner kranken Mutter stark zugesetzt. Vieles davon trug er noch mit sich.

Er hatte sich den Film *Das Mädchen Rosemarie* angesehen, den Kuby-Bestseller gelesen, bei dem seine Mutter mitgeholfen hatte. Die Bilder: die Leiche der 24-jährigen Nitribitt auf dem Teppich, Blutkrusten, hochgeschobener Rock, das Strumpfband über dem abgespreizten, rechten Bein. Im Pflegeheim reagierte seine Mutter auf Fragen dazu allein mit Lallen, Nicken, Schweigen. Sie lag nur noch im Bett, drehte sich nicht mehr auf die Seite. Für ihn war sie ein Orakel geworden – aufgequollen, reglos. Mit schlechtem Atem, weshalb er sie nur widerwillig auf die Stirn küsste.

Die Bilder aus den späten Fünfzigern und frühen Sechzigern hatte er lange verdrängt. Andere waren scharf darauf, von ihm mehr über „die Nitribitt" zu erfahren, deren Name an Frankfurt klebte wie amerikanischer Nachkriegskaugummi. In den letzten Jahren hatten ihn ein paar Hobbydetektive und späte Rechercheure der ARD angerufen, nach dem Mordprozess gefragt, nach Aussagen seiner Mutter und Großmutter im Schwurgericht – auch nach Intimerem. Einmal wollten sie den Wohnort von Heinz Pohlmanns damaligem Geliebten Eysenbach wissen. Und Rudis eigene Sicht. Dabei war er beim Mord an der berühmten Edelprostituierten erst sieben Jahre alt gewesen.

Das Foto seiner Mutter im Schwurgerichtssaal lag irgendwo. Er wollte es nie wiedersehen.

Noch vor seiner Ausbildung zum Metallschlosser hatte seine Mutter ihn einmal traurig lächelnd an der Hand genommen. Bald könne sie kaum noch sprechen, sagte sie. Deshalb habe sie Oma Ellen einige Unterlagen übergeben, die sie ihm später überreichen würde – nur für den Fall, dass sie geistig „eingeschränkt" sei.

Später hatte ihm die Oma mit strengem Gesicht ein schwarzes Fotoalbum überreicht, dazu handgeschriebene Briefe von Pohlmann, ein paar Fotos und eine Kino-Eintrittskarte zum Film *Das Mädchen Rosemarie*. Wie ein ererbtes Schmuckstück, das man ehrfürchtig in Händen hielt. Besonders ein Foto zog ihm ungefähr

in Erinnerung: Boden im Gasskammer betoniert, stand krakelig darunter. Mit dem Firmenrubrum „Riedel & Söhne“.

Damals glaubte die Familie noch an eine Genesung der Mutter. Dann kam der Rückschlag – eine Untersuchung in Mainz. Der Opa rief mittags an: „Deine Mutter hat einen hühnereigroßen Tumor in der linken Kopfhälfte. Aber gutartig.“ Das Geschwulst wuchs und drückte Hirnflüssigkeit ab, die später über einen Shunt in den Bauch abgeleitet wurde. Danach konnte sie wieder etwas besser sprechen.

Die Großmutter erzählte ihm später, wie das Dokument von der ermordeten Prostituierten über Heinz Pohlmann zu Ellen und Helene gelangt war: „Und jetzt halt zu dir“, sagte sie mit vibrierender Stimme.

Damals wohnte Rudi schon in der Krögerstraße 3 beim SDS-Führer Günter Amendt um die Ecke der Stiftstraße 36, nahe beim Club Voltaire – also unweit der Wohnung, in der das Mädchen Rosemarie geschlagen und erwürgt worden war.

Was dieses Dokument bedeutete, war ihm noch nicht klar. Nur, dass er es gut aufheben musste. Anfragen nach der Verstrickung seiner Familie tat er mit großspurigen Sätzen ab, wie:

„Was ist eine tote Nutte gegen den Massenmord der Nazis?!“

Über das Fotoalbum dachte er abschätzig – wie über die alten Schellackplatten mit Benjamino Gigli oder die Hirschhorn-Krawattennadel seines Großvaters, die er nie tragen würde, selbst mit Krawatte.

Sicher, die Deutsche Bank hatte ein Darlehen für eine Baufirma vergeben, die in Auschwitz auch Gaskammern betoniert hatte. Aber hatten sie echt gewusst, wofür ihre Kredite verwendet wurden? War Kreditvergabe nicht alltäglich – gerade im Bauwesen? Dass zwischen diesem Zettel und seiner späteren Tätigkeit im SDS ein Zusammenhang bestehen könnte, ahnte er 1966 noch nicht. Auch im SPD-Ortsverein Bornheim zuckte Betty Arndt zu Anschuldigungen gegen das Geldhaus nur die Schultern. Dr. Abs war Ehrenbürger Frankfurts – man munkelte, er sei jetzt sogar für

Mitbestimmung. So wie man glaubte, würde Hitlers Rüstungsminister Speer im Knast SPD wählen. „Mer waas es net – mer munkelt noch“, wie der Frankfurter sagt.

Sein Vater Otto gab Rudi gelegentlich Ratschläge – „so als einfacher Mann und von der arbeitenden Bevölkerung aus gesehen“. Er kritisierte radikale Parolen, exzentrische Kleidung und Flugblätter der Protestbewegung. Erst später begriff Rudolf, wie sehr sein Vater eigentlich mit der Lehrlings- und Studentenbewegung sympathisiert hatte. Der zurückhaltende Mann, einst Panzerfahrer, Fußballstar beim FSV, hatte gegen die Wiederbewaffnung demonstriert – und ein Interview gegeben mit dem Titel: „Weg mit der Bundeswehr!“ Als andere SDSler Rudolf darauf ansprachen war er stolz.

Doch für einen Arbeiterjungen war Rudi oft zu redselig. Auch seine Liebe zu Opernarien passte nicht zu Zeltlagern, roten Fahrtenliedern oder Ho-Ho-Ho-Chi-Minh-Rufen. Trotzdem: Organisationstalent, schöne Stimme, gutes Aussehen – an Lagerfeuern, Sommerfesten, Weihnachtsfeiern der SPD war er beliebt.

Otto hatte wieder geheiratet – eine liebevolle, schöne Frau, die er aus der Firma kannte. Die Ehe mit Helene war zerbrochen, belastet durch den Tratsch um den Mordfall. Mittwochs bekam das Scheidungskind Rudi zu Mittag in der kleinen Wohnung des Vaters sein Lieblingsgericht: Sahnegulasch mit Champignons und Spiralnudeln – „mit viel Sössie!“.

Mit Rudis Aufstieg in der APO rückte Otto beim Mittagessen auf Anfrage mit mehr heraus. Er war mit siebzehn an der Südfront in Griechenland, hatte auf Partisanen schießen müssen – und kehrte zurück in die Löwengasse, wo er erfuhr, dass sein eigener Vater zwei Jahre vor Kriegsende von der Gestapo abgeholt und in Buchenwald getötet worden war. Vielleicht deshalb war Otto bei Friedensmärschen mitgelaufen – mit Kommunisten und Sozialdemokraten.

Rudolf war besonders stolz auf Ottos kritische Worte zu den Vietnam-Demonstrationen: „Rein von eurer Aufmachung her! Ihr

macht euch zu Clowns. Die Leute im Betrieb müssen Familien ernähren. Die wollen Clowns im Zirkus – aber nicht in der Politik."

Seine Kritik war mitfühlend, aber klar. Misstrauen gegen Intellektuelle, die „mit fremden Muskeln Gewichte heben". Das sagte er nur mal so, von Mann zu Mann – und Rudolf war stolz.

Einmal beim Sahnegulasch erklärte Otto, warum er „zwischen SPD und KPD" stehe. Er erzählte von Begegnungen mit Kommunisten, von kritischen Diskussionen über die DDR. Es brauche Geduld mit den arbeitenden Menschen. Die Führenden gingen oft zu weit voran, nahmen „zu wenig Rücksicht auf die ideologisch Zurückgebliebenen". Ob das Ottos Worte waren oder die von anderen Ostermarschierern – drei Jahre später war Otto tot, und Rudolf wusste es immer noch nicht genau.

Auch er hatte Emil Carlebach, Rudi Maurer, Peter Gingold und Kurt Weber kennengelernt – beeindruckende Kommunisten. Er wollte moralisch so anständig werden wie sie. Doch er wollte, wie Otto spöttisch über die Kommunisten gesagt hatte, „auch nicht jeden Furz aus dem Kreml hier als Kölnisch Wasser verkaufen". Aber gleichzeitig bewunderte er die Kommunisten dafür, wie schlau sie ihre DDR-Kritik kaschieren konnten.

In jenem Jahr wurde er in eine Wohngemeinschaft von Günter Amendt aufgenommen, einem legendären Wortführer des SDS. Diese drei Buchstaben hatten zwar Gewicht, aber Kommunisten und Sozialdemokraten hatten dort einen schweren Stand, weil SDS für einen kompletten Neuanfang „ohne Parteialtlasten" stand.

Seine SPD-Ziehmutter Betty Arndt war das Beispiel für den schmalen Grat zwischen SPD und Kommunismus. Ihr Sohn Günther war Kommunist und Holzgewerkschaftsvorsitzender, der andere SPD-Finanzminister und später Oberbürgermeister. Der kleine Arndt-Enkel Günther war nach seinem DKP-Onkel benannt. Betty stand zu beiden. Ihre Schwester, Johanna Kircher, war von den Nazis in Plötzensee hingerichtet worden. Das Umfeld war eben: sozialdemokratisch – und kommunistisch.

Rudi und Günther Arndt hatten nach dem Krieg für eine Ver-

einigung beider Parteien geworben – und wurden von den Amerikanern dafür heftig attackiert. Rudi blieb bei der SPD – Günther bei den Kommunisten. Und Otto hatte beide gemocht.

Aber es war der Kommunist Rudi Maurer und nicht Otto, der Rudi mit den Urgesteinen der Arbeiter- und Ostermarschbewegung bekannt gemacht hatte: Peter Hallerstedt, Emil Carlebach und all den anderen an der Theke des Club Voltaire, wo Else Grombach sie mit Apfelwein, Grüner Soße und Gref-Völsings Rindswurst bewirtete.

Dort kam es zu einem peinlichen Vorfall, bei dem er sich wegen seiner geliebten Oma Ellen schämte. Er saß hinten an der Theke neben seinem Zimmervermieter Günter Amendt, vertieft in ein Gespräch über „sexuelle Revolution", während Peter Hallerstedt gelegentlich amüsiert den Kopf schüttelte. Da stand plötzlich seine Großmutter am Eingang, starrte ihn mit verängstigten Augen an, fasste sich ein Herz und trat näher. Ihre piepsige Stimme wurde zu mahnendem Taubengegurre:

„Wir machen uns große Sorgen. Du meldest dich nie! Ich erfahr' von Nachbarn, wo du deine Abende verbringst!"

„Ich kann doch nicht jeden Tag nach Dreieichenhain kommen!"

„Du weißt, dass ich täglich bei deiner Mutti bin."

Als er gerade erwidern wollte, stand Peter Hallerstedt ihr bei: „Ich wäre froh gewesen, so eine Familie zu haben." Dann väterlich zu ihr: „Aber, Frau Werner, machen Sie sich keine Sorgen – der ist bei uns in besten Händen!" Sie rümpfte die Nase:

„Das weiß ich doch. Aber man sorgt sich eben. Straßenschlachten, Polizei … und er ruft nicht mal an. Ein Anruf! Sie wissen ja, wie's seiner Mutter geht."

Rudi fuhr sie an: „Oma, jetzt hör auf, hier unsere Familiengeschichte auszubreiten. Wir reden über Politik."

Doch Ellen, durch Hallerstedt gestärkt, konterte: „Das ist sehr wohl Politik. Wir haben alle Sympathien für den Frieden, wie die rebellische Jugend – solange die keine Dummheiten macht."

Nun griff Günter Amendt begütigend ein: „Der macht keine

Dummheiten. Der ist gut auf der Lehre.“ Und bot ihr einen Platz an.

„Nein, danke. Ich hab’ versprochen, ihn zu finden. War schon im Jazzkeller, hab’ mit Albert Mangelsdorff gesprochen.“

Peter Hallerstedt lachte: „Sie sind ja ein richtiger Detektiv, Frau Werner. Jetzt hätte nur noch gefehlt, dass Sie bei Mutter Ernst vorbeischauen – das wäre das ganze Bermuda-Dreieck. Aber Ihr Enkel, der säuft darin nicht ab.“

„Das beruhigt mich. Und meine Tochter auch. Also, nichts für ungut. Und du – meld dich mal!“

Das war, als Rudi Hermann als angehender Schlosser zum Star der Studentenbewegung wurde. Auf Zureden einiger Studenten hin hatte er die Schule mit Mittlerer Reife abgebrochen. Ein Prolet wurde im SDS etwas Exotisches. Bald interessierten sich auch führende SPD-Funktionäre für sein Talent, in einfacher Sprache Arbeiter und Intellektuelle gleichermaßen zu erreichen.

Bevor sie ins elterliche Haus zurückverlegt wurde, lag seine Mutter – das Orakel, das Medium – monatelang wie eine Sphinx in einem Pflegeheim. Im Nachbarbett starb pro Jahr eine Frau. Doch Helene lächelte, wenn ihr Sohn kam. Manchmal sprach sie in halben Sätzen. Dann wieder nur Kopfnicken.

Auch als Trost für ihren unrühmlichen Rauswurf, Jahre zuvor, bei der Frankenfeld-Show während des Nitribitt-Prozesses hatte Rudolf einen Wochenendjob beim Hessischen Fernsehen bekommen – vermittelt durch den Programmdirektor Hans Otto Grünefeld, einst Gönner der Mutter. Rudi assistierte Hans-Joachim Kulenkampff – dem berühmtesten Showmaster des Landes. Einmal saßen sie gemeinsam im Künstlerkeller, als Kulenkampff nach dem dritten Bier flüsterte:

„Glaubst du, ich denk’ nicht mehr an den Fall Nitribitt? Eine HR-Kollegin rollt das neu auf. Sie wollte wissen, ob man deine Mutter noch befragen kann.“

„Nicht leicht, aber manchmal geht’s.“

„Solch eine schöne Frau. Gibt’s Hoffnung auf Heilung?“

„Gleich null. Wir hoffen, es wird nicht schlimmer."

Am nächsten Tag saß er an ihrem Bett. Sie schien auf stur geschaltet. Er sagte: „Kulenkampff lässt dich grüßen." Helenes Blick wanderte zur Lampe, dann zu ihm. Sie lallte: „Schluri!"

„Ja, ein Schluri. Ich arbeite für ihn. Er will wissen, ob du Pohlmann weiter für den Mörder hältst."

Sie nickte energisch.

„Trotz Freispruch?"

Sie zuckte mit den Schultern.

„Du weißt es also nicht?"

Wieder energisches Nicken.

„Du hältst ihn also für den Täter?"

Aufgeregtes Nicken.

Dann: „Die Rotweinflasche!", brachte sie mühsam hervor.

Rudi erinnerte sich: Erst zwei Tage nach dem Verhör von Harald Krupp von Bohlen und Halbach wurden dessen Fingerabdrücke auf der Flasche sichergestellt. Doch Albert Kalks Polizei hatte Krupp nie wieder verhört. Sein lächerliches Alibi in der Essener „Villa Hügel" wurde nicht wieder hinterfragt.

„Du meinst also … es war der Krupp?"

„Pohlmann für den!", lallte Helene.

Rudi hatte das Gefühl, ihre Gesundheit mache gerade einen Schritt vorwärts. So viel zusammenhängend hatte sie lange nicht gesprochen. Doch sobald andere Themen kamen, versank sie wieder in Schweigen.

Für Helene blieb Heinz Pohlmann der Mörder – doch sie glaubte, er habe im Auftrag gehandelt. Pohlmann hatte vor Prozessbeginn eine Serie in der Quick begonnen: „Die Wahrheit um die Nitribitt". Nach Teil 3 abgebrochen – angeblich, weil Pohlmann 250 000 Mark Schweigegeld von Krupp erhalten hatte. Als die letzte Rate ausblieb, klagte er sogar gegen Krupp.

Eine Groteske wie die „Ermittlungspannen" der Frankfurter Polizei. War es wirklich nur Schlamperei – oder systematische Vertuschung, um die Eliten wie Harald Krupp, Harald Quandt,

Gunter Sachs und Ludwig Erhard zu schonen?

Für den einen möglichen Tattag hatte Pohlmann ein Alibi, für den anderen nicht – doch durch Polizeipfusch war der genaue Todeszeitpunkt nicht mehr rekonstruierbar. Die Fenster bei der Leiche waren geöffnet worden, Akten verschwanden. Der ewig klamme Hochstapler Heinz Pohlmann musste für Raub ihres Geldes ein paar Monate sitzen. Dann zog er nach München und lebte fortan auf großem Fuß. Finanziell hatte er aus geheimnisvollem Fundus ausgesorgt – ebenso anonym bezahlt wie sein prominenter Strafverteidiger Alfred Seidl, später Minister unter Strauß, der offenbar weit über gesetzliche Gebühren hinaus entlohnt worden war.

Immer wenn die Sprache auf das krakelige Dokument aus Auschwitz kam, verzog Helene das Gesicht, als hätte sie plötzlich Kopfschmerzen. Auch ihrem berühmten Freund Erich Kuby, der sie am Krankenbett besuchte und das Buch für den Kinokassenschlager *Das Mädchen Rosemarie* mit Nadja Tiller, Gert Fröbe, Mario Adorf und anderen Stars geschrieben hatte, war es nicht gelungen, nach dem Prozess gegen Pohlmann noch etwas mit diesem Zettel anzufangen. Erst Jahre später begriff Rudi, dass eine weit größere Mitschuld an Auschwitz bei den Kreditgebern gelegen haben musste. Zusammen mit dem Journalisten Wendelin Lewecke, einem Stammgast im Club Voltaire, bot er den Zettel einflussreichen Journalisten an – doch die lehnten eine Veröffentlichung ab: Die Echtheit könnte vor Gericht angezweifelt werden. Stattdessen warfen sie Rudolf vor, eine „Verschwörungstheorie" zu verbreiten. Dann dachte Rudolf seltener an diesen Zettel.

Ende 1971 brach dann seine Welt zusammen. Die erste Vorahnung schob er beiseite, als sein Vater Otto, der nie über Beschwerden geklagt hatte, wegen einer Kolik mit dem Notarzt ins Krankenhaus kam. Die Ärzte fanden keine Ursache, verabreichten Schmerzmittel. Eine Woche später entschieden sie sich zur Entfernung der Gallenblase.

„Ohne Galle kann man gut leben", hatte Ottos zweite Frau Rudolf beruhigt. Er verschob seinen Besuch – politische Verpflich-

tungen. Dann kam ihr tränenerstickter Anruf: „Der Papa hat Krebs. An der Leber.“ Zwei Tage lang blieb Rudolf heulend in seinem Zimmer in der Humboldtstraße 86, umhüllt vom traurigen Jose-Feliciano-Lied „Miss Otis regrets“. Erst danach fuhr er ins Nordwest-Krankenhaus. Otto lächelte, sprach von „Zahnweh“ – vielleicht sei ja mit der Zahn-OP alles gut geworden. Doch auf dem Flur begegnete Rudolf einem kleinen Mann im weißen Kittel, der sich als Oberarzt vorstellte. Rudolf erwähnte das „Zahnweh“. Der Arzt antwortete mit wissendem Lächeln: „Herr Hermann, Ihr Vater stirbt.“

Es war ein besonders aggressiver Krebs: Hämangiom-Sarkom. Erst Jahre später erfuhr Rudolf, dass man in einigen Kliniken schon damals Teile der Leber hätte entfernen können. Doch laut AOK lohne sich der Eingriff bei so geringen Heilungsaussichten nicht – das „Kosten-Nutzen-Verhältnis“ sei zu schlecht, zudem das Risiko einer Verblutung zu hoch. Die Klinik erwähnte nicht einmal die Möglichkeit einer privaten Finanzierung. So lag Otto Hermann unter Morphium – faktisch im Sterbezimmer.

Und auch erst später kam der Verdacht: In der Chemieabteilung der Kohlenunion, die Otto leitete, waren – damals nicht unüblich – Holzschutzmittel in offenen Fässern umgefüllt worden. Später gewährte der Nachfolger Heinz Werners im Firmenchefsessel Rudolf und seinen Halbbrüdern ein monatliches Stipendium von 200 DM.

Doch das alles kam erst nach der grausamen Beerdigungsfeier, deren Nachhall Rudolf bis heute wie dumpfer Donner begleitet. Jahre später summte er „Miss Otis regrets“, sah seinen Vater im Sterbezimmer – anfangs hörte er dessen Stimme unter Tränen, später wurde sie zu einer inneren Gottheit. Das war kein Vergessen. Otto war für ihn zur Verkörperung des Proletariats geworden. Auch seine studentischen Mitstreiter erkannten später Rudis „proletarischen Intellekt“.

Von der mütterlichen Seite hatte er das gute Reden „geerbt“, Entschlusskraft – nicht bloß auf Geschäftemacherei gerichtet – und

Zugang zu Kunst und Kultur. Die Arbeiterklasse stellte Güter her. Das Kleinbürgertum etikettierte sie als Ware. Professor Oevermann wies nach: Die proletarische Sprache ist voller Verben, die kleinbürgerliche voller Attribute. Beides konnte Rudolf.

Zwischen dunkelgrauen Aktendeckeln bewahrte Rudolf die Kopie des polnischen Arbeitszettels über die Betonierung einer Gaskammer auf. Daneben ein von der Mutter früher ausgeschnittener Artikel über Harald Krupp von Bohlen und Halbach, der bis zu seinem Tod 1983 an mysteriösen Panikattacken litt. Gerüchte: Selbstmord durch Schlaftabletten. Oder Schlafwandeln im Pyjama bei Frost, mit dem Versuch, ein Grab vor der Villa Hügel auszuheben. Danach: Lungenentzündung, Hustenanfall – offizieller Tod.

Mehrfach hatte Krupp Journalisten scharf zurückgewiesen, die ihn nach der Nitribitt-Affäre befragt hatten. Rudolf sah das Foto von Krupp, des einstigen Lovers von Rebecca, der sie mit Lyrik überschüttet und „mein Rehlein" genannt hatte – und lachte grimmig:

„Panik kriegst du, weil man dich mit einem Nuttenmord in Verbindung bringt. Dich, hochwohlgeborenen Edelmann. Aber nichts in dir hat sich je gerührt über die zigtausenden Proleten, die Krupp-Bomben zerrissen haben."

Sein Engagement gegen die Naziverbrechen flaute in den Siebzigern ab – außer bei den Riesengeschäften um das Endlager Asse II für Atommüll. Da wusste er: Hier spielte auch für ihn noch Musik.

Aber die Siebzigerjahre waren ein Cut gewesen. Willy Brandt wurde 1966 Außenminister, 1969 Bundeskanzler. Westdeutschland schien versöhnt. Herbert Wehner fädelte die Große Koalition ein. Brandts Rede vom „Volk der guten Nachbarn" – eine ausgestreckte Hand, auch an Teile des Großkapitals. Manche passten ihre Biografie an oder inszenierten Reue. Hermann Josef Abs gab Günther Gaus ein versöhnliches Interview. Wirtschaftsführer, sogar von der Krupp-Stiftung, waren längst in Brandts Lager und für den Handel mit dem Osten aktiv.

Später, unter Helmut Schmidt, wurde der Dialog mit Kon-

zernchefs noch weiter ausgebaut. Das Bild der Bundesrepublik erstrahlte neu. Der rheinische Kapitalismus hatte sein Zauberwort gefunden: Sozialpartnerschaft. Deutsche galten nun international als Vermittler.

Als die RAF den Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer entführte und ihm per Kassibern seine NS-Vergangenheit vorwarf, machte dies die neue Allianz aus Gewerkschaften und Kapital nur noch zorniger. Helmut Schmidt stand an Schleyers Seite. Nach dessen Ermordung wurde die Verfolgung der Täter zu seinem Leitmotiv – und sicherte ihm eine ganze Legislatur unangreifbare Popularität. So sehr, dass er später sogar ein Aufrüstungstabu der Sozialdemokratie brechen durfte: Die Stationierung von US-Mittelstreckenraketen gegen Russland auf deutschem Boden – rhetorisch als „Nachrüstung" etikettiert. Widerspruch aus der SPD-Fraktion? Kaum. Lediglich vier Abgeordnete opponierten offen – sie dienten dann den Medien als Zielscheibe für Skandal-Inszenierungen hinein in die SPD.

Altnazis wurden medial immer seltener thematisiert – eher von kleinen Minderheiten. Auch die Gerüchte um Verstrickungen prominenter Persönlichkeiten beim Nitribitt-Mord verloren an Schärfe. In Frankfurt wurde Nitribitt zur Folklore: Stadtführungen führten zur Stiftstraße 36 und zum Frankfurter Hof – „Auf den Spuren der Nitribitt".

Erst viele Jahre später flackerte das Thema kurz auf, als Bernd Eichinger den Stoff für die ARD mit Nina Hoss neu verfilmt hatte. Doch die Objekte der Recherche waren längst verstorben.

„Ruhe in Frieden!", murmelte Rudolf auf dem Sofa, als er an Rosemarie Nitribitts kleinen, weinroten Grabstein in Düsseldorf dachte. Er lächelte über die Anonymen, die dort immer wieder frische Blumen niederlegten – ein Rätsel, über das Illustrierte spekuliert hatten. Dann paffte er noch einmal malerisch zur Decke, dachte an den neuen Prostituiertenmord an Katharina Warnow und erinnerte sich an jene Begegnungen, die vor vielen Jahren in der DDR die Weichen seines Lebens neu gestellt hatten.

2. Inoffizieller Staatsbesuch

Der Renault 16 eierte durch den Schnee, der sich immer höher auftürmte. Der Waldrand spielte Geisterbahn und spie Flockenwolken gegen die Scheinwerfer. Er war froh, noch keine Automatik zu fahren, sondern eine solide Gangschaltung. Mit jedem Dorf wurde der Geruch intensiver: Braunkohle, gemischt mit etwas wie Lysol – typisch ostzonales Gemisch. Wahrscheinlich gesundheitsschädlich. Gerne wäre er schneller gewesen, aber selbst „drüben im Westen", in „Deutschland", hätten die Räumdienste bei diesem Schnee kaum Schritt halten können. Bin doch gelehrig: nicht Deutschland – in der Beh Oa Deh, grinste er …

Bei Werbellin waren da mehr Räumfahrzeuge. Ah ja, Regierungsnähe! dachte er zufrieden. Doch im schwarzen Tannenwald wurde der Schnee tiefer – der Umweg über Altenhof, den ihm Roland empfohlen hatte, erschien auf einmal fraglich. Doch die Wegbeschreibung stimmte.

Hinter Joachimsthal tauchte endlich das Schild auf: „Jagdschloss Hubertusstock". Der Werbellinsee lag still, die Häuser waren beleuchtet. Zwei Volkspolizisten befestigten elektrische Lichter zwischen Bäumen auf Engeln – beflügelten „Jahresendzeitfiguren". Behütete Welt, dachte er, zog tief den Reinigungsmittelgeruch ein – und wunderte sich, warum noch Weihnachtsschmuck aufgehängt wurde: Gestern war Heiligabend. Vielleicht war hoher Besuch im Anmarsch. Er reckte stolz das Kinn – ganz wie sein Großvater einst.

Nach fünfzehn Kilometern entlang des Sees kam die angekündigte Abzweigung. Hier sollte es laut Roland zum „ersten Personalkontakt" kommen. Zwei Männer mit Pelzmützen traten aus dem Halbdunkel. „Herr Staatssekretär Hermann?" „Ich werde erwartet." „Ich weiß. Bitte nur kurz den Ausweis."

Ich könnte ja auch ein Attentäter sein, dachte Rudi ironisch und reichte mit zahmem Lächeln seine Papiere durchs Fenster. „Willkommen in unserer Republik – auf Einladung der Partei- und Staatsführung.“ Er solle einfach der Straße folgen, bis zur Befestigung, dann rechts auf den Parkplatz.

Die Schranke wurde beiseitegeschoben, mühsam im Neuschnee. Rudi gab absichtlich wenig Gas – wirkte bescheiden – und würgte prompt den Motor ab. Der Posten zuckte freundlich: „Wir kehren hier seit drei Stunden. Geben Sie ruhig etwas mehr Gas.“

Die kehren doch wohl nicht nur für mich? Zwei Kontrollpunkte später sah er das Jagdschlösschen: Holzbalustrade, Geweihe, der Parkplatz flankiert von einem Gedenkstein für einen Oberförster und mit einer Bronzeplastik – ein röhrender Sechzehn-Ender. Auch Göring und andere haben das so gesehen, dachte er, fühlte sich „auf Staatsmachthöhe“, wie Roland es ausgedrückt hatte. Das ursprüngliche Schloss – einst des Kaisers Jagdhaus – war 1972 abgerissen und durch ein nüchterneres Gästehaus ersetzt worden.

Er parkte zwischen einem Lada und einem Wartburg. Zwei Kellner in schwarz-weißer Uniform, Mäntel darüber, erwarteten ihn. Namen nannten sie, aber er vergaß sie sofort.

„Wie war die Fahrt?“, fragte eine junge Frau, hübsch mit ihrem leichten Schielen. Ihre weiße Haube hing auf dem Knoten wie ein zu kurzer Rock, dachte er flüchtig. Der Mann im hellen Mantel nahm seinen Koffer. „Sie werden erwartet. Möchten Sie erst aufs Zimmer?“

Der Eingang wirkte stilvoll, mit Geweihen, einem Eberkopf über der Tür, Gemälden und ausgestopften Tieren – doch die Garderobenhaken waren aus lausigem Leichtmetall, die Kommode Spanplatte. Funktional oder einfach geschmacklos? Rudi hob nur die Brauen. Der Hausdiener witzelte beim Treppensteigen: „Fahrstuhl haben wir nicht. Aber so bleibt man in Schuss.“ Rudi wusste: Dieser Satz kam hier jeden Tag – mechanisch. So stillos wie die Garderobe, dachte er.

Oben, im zweiten Stock, mit vier Türen, war er wieder da: der

DDR-Geruch – Reinigungsmittel, Brikettqualm … nicht wie zu Hause im Ministerium, wo alles „nach Veilchen“ roch, wie Heiner Pilger einmal höhnte. Sein Zimmer war groß: Doppelbett, geschnitzter Kleiderschrank, hellblaue Teppiche „Made in GDR“, schwerer Tisch, bodenlanger Vorhang vor vierflügeligen Fenstern.

„Hier, das Bad – wird geteilt. Roland ist nebenan, jeder hat hier seinen Schrank“, erklärte der Bedienstete. Dann deutete er zum Fenster: „Dort hinten, unter den drei Tannen, ist die Sauna. Tauchbecken direkt daneben.“

Rudi trat ans Fenster. Hinter dem Schnee müsste der See liegen. Er riss das Fenster auf. Kalte Luft schob sich neben den DDR-Geruch. Der Mann hatte das Westgeld abgelehnt und war gegangen – Hinweis aufs Abendessen in zwanzig Minuten inbegriffen.

Deutschland Ost und West lagen unter derselben weißen Zuckerschicht. Leise sprach Rudi das Wort „Schneedecke“. Der kleine Skandal würde nach Weihnachten vergessen sein. Zwei- und Viertakter kämpften mit denselben Verwehungen und vereisten Hügeln. Nun war er hier, abseits der Frankfurter Presse, die glaubte, ihn wegen 2000 DM Steuerersparnis politisch erledigen zu können. Seine skandalerprobten Freunde hatten geraten, einfach mal zu verschwinden. Wenn er zurück sei, wäre die Luft raus. Weihnachten sei ein Erinnerungshemmer erster Klasse.

So war er der Einladung von Roland Kraus, seinem FDJ-Kumpel, ins Jagdschloss gefolgt, wo angeblich „der Alte auch mal vorbeischauen“ würde – immerhin sei auch Egon Bahr schon hier gewesen. Mit Roland hatte er sich beim „Antifa-Sommerlager Eckartsberga“ sofort verstanden – nach Bier und Korn „im Kollektiv umgesetzt“.

Draußen streiften Scheinwerfer den Schnee. Zwischen Sträuchern hatte er Männer gesehen. Typisch Kommunisten: Überorganisation und Kontrolle! Doch dann dachte er: Aber auch Fürsorge. Arbeit, Bildung, Gesundheit, billige Mieten. Er schaltete das grünliche Licht aus, lehnte sich schwer gegen die Fensterbrüstung und sog die kalte Luft ein. Durch schwarze Bäume glaubte er, den

Mond auf dem See zu sehen. „Nebel, der alte Sterbehelfer mit dem wehenden Atem“ – ein Bild aus Helenes Zeiten, als sie noch sprach. Er hatte sie vor der Abreise noch im Heim besucht.

Es war still wie nie in Frankfurt. Gegenüber zitterten zwei Lichter. Wohl ’ne Art Campingplatz. Ein Flugzeug kämpfte sich mühsam gen Osten. Ob Honecker echt schon da war? Und wie oft würde er ihn sehen? Jedenfalls würde er ein paar schöne Tage haben. Hier, wo D-Mark und Mandatsprivilegien noch etwas galten.

Er knipste das Waschbeckenlicht wieder an, prüfte Hemd und Hosenbund im Spiegel. Was er sah, war gut trainiert – für einen Staatssekretär. Früher, in der Lehrlingszeit, hatte er mehr Muggis. SDS-Weiber hatten sich um ihn gerissen. Eine hatte ihm mal zwischen die Pobacken gekniffen – angeblich RAF-Guru Gudrun Ensslin. Beweisen konnte er es nie, aber gern erzählt hat er’s trotzdem.

Lang und schlank war sein Gesicht, eine schwarze Strähne hing ihm in die hohe Stirn. Isolde hatte gesagt, seine Augen reichten bis in die Gebärmutter – tiefbraun, „unergründlich“. Die Nase leicht stupsig, am Kinn eine tiefe Grube. Er sah sich als geläuterter Holzfäller, zufrieden mit sich. Nein, Not litt hier keiner. Aber hier leben? Nein, das wollte er nicht.

Vielleicht deuteten die Scheinwerfer auf Honeckers Ankunft. Und wenn, würde er ganz kameradschaftlich tun. In der Fraktion hätten ihn viele beneidet – und die wussten noch nicht mal, dass er vielleicht mit einem Dissidenten zurückkommen würde. Vielleicht würde Honecker ihm sogar die Presseverkündung überlassen.

Er sog noch einmal die Luft ein. Jedenfalls: Feiertage in Ruhe. Und hier wusste man, wie man mit einem hessischen Staatssekretär umging, noch dazu dem gefürchteten AKW-Gegner in der SPD. Trotz der Scheiße wegen ein paar Tankrechnungen, Essensbelegen – 2000 Mark! Mehr war vom aufgebauschten Skandal nicht übrig geblieben. „Der Staat und sein Sekretär“ (Spiegel), „Staatssekretär Hermann soll über 30 000 am eigenen Fiskus vorbeigeschoben

haben“ (Bild).

Er blieb noch am Fenster stehen. Sollten die da unten warten. In den Ferien machte ihm niemand Vorschriften. Er würde drüben bald wieder auftauchen wie Phönix aus der Asche – mit dem freigelassenen, dissidenten Liedermacher vor den Tagesschau-Kameras. Der Strafbefehl, falls er kam, würde ohne Vorstrafe bleiben – sein Anwalt war sich sicher. Dann würde er das Ganze als Angriff von Banken und Atomlobby darstellen. Schließlich hatte er Unwegbarkeiten in Biblis, Asse und Gorleben aufgeworfen. Salzstöcke mit Millionen Jahre strahlendem Müll.

Aber er war jetzt kein simpler Ökoaktivist mehr, sondern Staatssekretär – verantwortlich für AKWs. Doch Gegnersein reichte, um sich solch einen Skandal einzuhandeln.

Aber nun war er hier. Die DDR war staatsrechtlich anerkannt. Er tauchte über Weihnachten unter, wo ihn niemand vermutete. Nur wenige wussten Bescheid: sein Minister, der Ministerpräsident, der Fraktionschef, Heidi und Gerd.

Es klopfte. Er zog den Vorhang zu, cremte sich das Gesicht ein, sprühte etwas „Eau de Tabac“ auf. Dann machte er auf. Die hübsche Bedienstete stand da, mit Häubchen und Silberblick. „Sie werden unten erwartet. Wann sollen wir servieren?“ Er vermied den Blick auf Rock und Strümpfe, antwortete amtlich: „Ich bin sofort unten.“

Sie war schon wieder weg, trippelnd, mit feinem Klackern der Absätze. Er sprang jungenhaft die Treppe hinab. Hatte der andere Kellner was mit ihr? Kein Personalauftrieb deutete auf Honecker hin. Enttäuschung. Doch dann sprang Kraus auf, umarmte ihn brüderlich.

„Altes Haus! Alles gut gefunden?“ Kraus war sportlich, aber etwas breit um die Hüfte. Damals beim Lager hatte er ihn zuerst für schwul gehalten, sich dann aber korrigiert. Kraus war gewitzt, ein eigensinniger Jugendsekretär mit einem Schuss Juso-Sprech. SED-Beschlüsse erklärte er mit „Versteh doch!“ und kerzengeradem Zeigefinger.

„Der Chef isst morgen mit uns zu Mittag.“ Rudi ließ sich die Erleichterung nicht anmerken. Es gab Wildsuppe, Rehbraten, Birnenkompott. Auf seine Frage hin erfuhr er, dass die Bedienstete Katharina hieß und nebst Hausverwalter und Koch im Haus wohnte – Genossen, die kein Trinkgeld wollten.

Rudi fand, dass die steife Kellnerbluse die Körbchengröße kaum verriet. Er sah ihre Beine, die schnellen Bewegungen ihrer Handrücken, mit denen sie Tischdecken und das Kissen auf dem Ohrensessel straffte – und damit klarmachte, wer hier das Sagen hatte. Die Selbstverständlichkeit, mit der sie ihrem Kollegen ein Haar vom Frack zupfte, ließ vermuten, dass da mehr zwischen ihnen war.

Roland Kraus hatte die Risiken der Atommülllager erstaunlich schnell begriffen und sprach darüber beim Rehbraten, während Rudi sich gerade für Körbchengröße B entschieden hatte. „Euer Zukunftsforscher Jungk sagt, man vergräbt das Zeug tief, aus Angst vor der Zukun ann magisch annft.“ „Ja“, sagte Rudi, „sie bringen die größte Unsicherheit unter die Menschen … im doppelten Sinn. Wenn das Grundwasser hinüber ist, sind es die Menschen drüber auch …“ DDR-Bürger stocken bei zu großen Worten, dachte Rudi, während er nach Bewegungen in der Küche spähte und sagte dann: „Ausgerechnet die haben Angst vor einem Diktator, der den Müll mal gegen Andersdenkende nutzt. Wissen nicht, ob’s in 500 Jahren noch Demokratie gibt, aber garantieren, dass das Uran in 1000 Jahren kein Grundwasser erreicht.“

Er sprach laut genug, dass die Bedienung in der Küche es hören konnte. Kraus senkte die Stimme: „Aber was sind die Alternativen? Rückholbar lagern? Unter Pyramiden, wie Jungk vorschlägt, mit bewaffneter Priesterschaft, die über Jahrtausende das Wissen um den Müll bewacht?“ „Gegen jede Übermacht?“ warf Rudi ein.

Da trat die junge Frau mit zwei frisch gezapften Bieren ein, die sie unter ihren straffen Brüsten balancierte – reizvoll widersprüchlich zur strengen Bluse. Rudi nutzte den Moment, um, während er ihren Silberblick suchte, zu sagen: „Sie fürchten sich weniger vor dem Grundwasser als vor veränderten Machtverhältnissen!“

Als Roland nicht mehr nickte, setzte er nach: „Sie verbacken das Zeug in der Asse tief im Boden, dessen Verschiebungen sie für berechenbar halten.“ Der Silberblick blieb ruhig: „Wollen Sie noch etwas Gebäck?“ Ihre Stimme klang strenger. „Wenn du dir das noch vom Herzen reißen könntest, Kathi?“, berlinerte Roland. „Ich bin pappesatt“, meinte Rudi und klopfte sich auf den Solarplexus. Der erste Alkohol machte ihn heiter, sie zog ihn an. Trotzdem glaubte er, eine jener kontrollierten Abwendungen zu erkennen, mit denen schöne Frauen sich dem Raum präsentieren – für ihr inneres Album: Wie sah ich aus?

Als sie dann sachlich sagte: „Vielleicht kommt der Hunger wieder. Ich bring’ doch was zum Knabbern“, folgte ein Lächeln, das ihn ermutigte: „Ich habe Ihren Namen nicht genau verstanden. Roland kennt Sie, Sie kennen mich …“ „Ich heiße Katharina Warnow … und unter Genossen“, sagte sie streng, „manchmal auch Kathi.“ „Manche sagen auch Katjuschka“, erklärte Roland. „Vater sowjetischer Offizier, Mutter in der Potsdamer Kreisleitung – leider schwer krank.“

„Setzen Sie sich doch zu uns“, sagte Rudi. Als ihr Blick sich verfinsterte, ergänzte er schnell: „… und Ihr Kollege auch, falls euch das Thema nicht langweilt.“ „Ich habe in der Küche zu tun. Vielleicht später.“

Dann erzählte Rudi weiter: „Wenn du mal in so einer Grube warst … Salzstock für Brennstäbe … Das Salz im Berg zieht sich langsam zusammen – mit gewaltigem Druck. Es zerdrückt die Fässer, die nur zur Lagerung gedacht waren. Doch darin: Strahlung für zigtausend Jahre – tödlich für jedes Leben. Jeder, der das da wieder rausholen will, stirbt dabei.“ „Aber Roboter?“ „Die müssten kilometerweit bohren, ohne Sprengung, alles rausholen. Fast unmöglich! Und dann: wohin damit?“

„Also ist Atomenergie nur im Kommunismus denkbar?“, fragte Kraus. „Weil nur hier das Zeug sozialistisch gelagert werden könnte? Bewacht von der Partei?“, lachte Rudi, „wenn ich nicht wüsste, dass manche bei euch so denken, müsste ich lachen. Sozialismus

heißt Energiewende! Erneuerbare Energie, Nachhaltigkeit – meinetwegen unter Führung der Arbeiterklasse!“ Er hob die Stimme, wohl auch für die Küche.

Katharina kam erneut mit Bier. Jedes Mal spürte Rudi mehr Heiterkeit. Beim dritten Mal dachte er, sie könnte sich bedrängt fühlen – also fragte er Roland in ihrer Gegenwart: „Wie heißt ihr Kollege?“ „Günter Riebe.“ „Dann, liebe Kathi, vielleicht möchten Sie ihn einladen, sich zu uns zu setzen?“

„Günter? Hast du Lust?“ Der erschien mit halbem Bier: „Wenn ich das mitbringen darf?“ „Dann stoßen wir an!“ Rudi zeigte auf Katjas leere Hände. „Sie haben ja gar nichts?“ „Jemand muss die Getränke am Laufen halten. Vielleicht einen Cognac?“ „Nu, Katja, lass mal“, sagte Kraus. „Wir zeigen dem Genossen, wo alles steht. Die nächste Runde hole ich.“

Als Kraus sich erheben wollte, holte der Kellner bereits ein Glas. „Das Fass ist beim Spülbecken, Schnaps im Kühlschrank, Likör oben über den Gläsern“, erklärte er. Der Kollege reichte Kathi ein Glas: „Deine Mischung.“ Und zu den anderen: „Sie trinkt Wasserbier. Halb Sprudel, halb Bier.“

„Also ich freue mich auf die Tage hier in der Deutschen Demokratischen Republik. Prost!“ Und so waren sie beim Du. Rudi tat so, als hätte er das Gespräch nicht gehört: „Wir sprechen gerade über den Wahnsinn der Atomenergie und was geschieht, wenn der Müll beim Trinkwasser vergraben wird.“

Katharina setzte sich, den kurzen Rock straffend, zu ihnen. Ihr Silberblick war der einzige winzige Makel in einem sonst perfekt proportionierten Katzengesicht. Die vollen Brüste, gebremst vom DDR-Stoff, wollten nicht zur Puppenhaftigkeit passen. Der Rock war etwas Behinderung. Versuchsweise hatte sie die Beine übereinandergeschlagen, aber schnell wieder zurückgestellt – keusch nebeneinander.

„Sie geben Prognosen ab, dass in 50 000 Jahren kein Tropfen Wasser unterirdisch die Fässer erreicht. Aber wenn alles verrottet ist, sind Prognosemacher längst tot. Und das Geld für die Lüge

längst verdient – RWE, Siemens – selbst die Deutsche Bank macht mit!“

„Hast du eine Ahnung, was bei Grundwassereintritt passiert?“, fragte Roland. „Das hängt von unterirdischen Wassergängen ab“, sagte Rudi. „Im schlimmsten Fall: Seen, Regionen, zwei bis drei Millionen Menschen betroffen.“

„So viele?“, fragte Günter erschrocken.

„Und da gibt’s keine Ost-West-Grenze. Euer Müll strahlt wie unserer!“

Günter lachte gequält, während Roland meinte: „Unsere Forscher geben ihre Unsicherheit zu …“

„Ach was, Forscher!“, stöhnte Rudi. „Wenn sie sich vom Fortschrittswahn vereinnahmen lassen, verlieren sie jede Vernunft.“

„Aber wir haben zwei Millionen Parteimitglieder – zwei Millionen Fragesteller …“, sagte Roland zögernd.

„Das ist doch nicht dein Ernst!“ „Nee, isses nicht.“

„Noch einen Cognac?“, fragte Günter. Rudi schüttelte den Kopf.

„Forscher sind meistens Huren. Zusammen mit Kapitalinteressen – ein Kartell der Bedenkenlosigkeit.“ Rudi blickte zu Katharina. „Die Wissenschaft braucht Geld, das Kapital die Wissenschaft – als scheinbar neutrale Experten.“

„Aber unabhängig sind sie im Kapitalismus nie“, warf Katharina ein. Rudi nickte überrascht. „Die werden doch in den Westen abgeworben“, entgegnete er. „Nur wer keine Überzeugungen hat!“, sprang Roland ihr bei. Sie fuhr fort: „Für hunderttausend verkaufen sie ihre Eltern, für eine Million belügen sie sich selbst … steht so ähnlich bei Marx.“ Rudi lachte. Und hätte sie am liebsten umarmt.

War es der Alkohol? Oder ihre Wirkung auf ihn? Jedenfalls fühlte sich Rudi frei – fern von seiner Steueraffäre in Hessen.

Um Mitternacht gingen sie schlafen. Rudi hatte nur ihren Rock im Kopf. Und vor dem Einschlafen dachte er an seine Juso-Zeit: NATO-Austritt, Durchschnittslohn für Politiker. Und wie er einst gefordert hatte, alle SPD-Funktionäre müssten sich an Anti-Atom-

Protesten beteiligen. Damals war er milde belächelt worden – später vielleicht ernster genommen. Durch Katharina war in ihm etwas wieder aufgewacht.

Am Morgen traf er Roland im Flur. „Der Chef kommt erst am Abend“, sagte dieser. Rudi war erleichtert – so blieb mehr Zeit für Katja. Doch sie war nicht da, nur Günter servierte Frühstück. Rudi bestand erneut aufs Duzen.

Roland berichtete, die Lage um Rudis Steuersache habe sich offenbar „abgeschliffen“. Und viele West-Größen seien schon hier gewesen, aber so lange wie Rudi – kaum jemand. Während Rudi auf Geräusche aus der Küche lauschte, erfuhr er: Katharina bringe Geschenke weg, komme aber zum Mittagessen.

Roland schlug einen Spaziergang vor. Am gefrorenen See sahen sie Kinder auf Schlittschuhen und auf der anderen Seeseite das FDJ-Objekt in Altenhof. Rudi konnte es kaum erwarten, zurückzukehren – in der Hoffnung, endlich ihre Stimme zu hören.

„Sauna heute Mittag?“ „Klar, das passt zum Wetter.“ Zurück im Haus stöberte Rudi in der Bibliothek. Roland reichte ihm Tolstois *Auferstehung*. „Rosa Luxemburgs Lieblingsroman. Und was Lenin über Tolstoi gelobt hatte, steht daneben.“

Rudi war abgelenkt, überflog die Seiten. Endlich rief Günter: „Genossen! Zu Tisch!“ Rudi nahm den dicken Roman mit – vielleicht ergäbe sich ein Gespräch, denn die Hauptfigur hieß wie sie: Katharina.

Als sie die Suppe brachte, flachste er: „Wie hast du es nur ohne mich ausgehalten?“ Doch ihr Blick wich der Keckerei aus. Günter flüsterte: „Sie war bei ihrer kranken Mutter. Das nimmt sie sehr mit.“

Zwei Genossen aus dem FDJ-Zentralrat würden zur Sauna dazustoßen, sagte sie. Als sie wieder verschwunden war, dachte er an sie – ihr Gesicht, ihren Pferdeschwanz – und fühlte sich frei. Bald würden sie sich bestimmt wiedersehen.

Um halb drei, pünktlich zur Saunaaufheizung, erschienen die zwei „zuverlässigen Genossen“ Hans und Peter – der eine säch-

selnd, der andere berlinernd –, mit erkennbarem Respekt vor dem westdeutschen Staatssekretär. Beide waren solide, sportlich, mit knotigen Wadenmuskeln, beim einen voll behaart, was zu seiner Halbglatze passte. Vor der geräumigen Kabine lag ein spartanischer Ruheraum mit frischen Bademänteln und Handtüchern. Die Eisdecke auf dem Tauchbecken war von Günter um vier Quadratmeter freigeschlagen worden. Peter sprang rein. Man sprach über die Neujahrsansprache des Bundespräsidenten, schimpfte auf die SPD-Führung, erwähnte Heidi Zieserock-Feils Männerverschleiß und die Macht der staatsmonopolistischen Kapitallobby – bei den Großbanken, auch in der Kernenergie.

Letzteres war an Rudolf gerichtet, der jedoch mit den Gedanken bei Katharina war. Nach dem Saunagang duschte er, lief dann mit Bademantel – unter dem Vorwand, aufs Zimmer zu müssen – in Richtung Küche. Vor dem Eingang blieb er stehen: Er hörte ihr Schluchzen und Günters beruhigende Stimme. Es ging um ihre Mutter, die nach einem schweren Schlaganfall nicht mehr aufstand. Günter sprach ihr Mut zu, sagte: „die braucht jetzt alle Motivation der Welt – und zählt auf dich."

Rudi bekam ein schlechtes Gewissen. Dann schlug er hörbar die Tür zum Speisesaal auf. Das Schluchzen verstummte. „Hallo? Günter? Katharina?"

„Ja, ich komme", kam es kleinlaut zurück. Katharina trat heraus, die Hand vor den verheulten Augen. Rudi fragte, was los sei. „Mit meiner Mutter … es wird immer schlimmer. Sie schaut mich nur noch an, ohne ein Wort." Rudi fragte teilnahmsvoll: „Was hat sie denn?" „Zwei Schlaganfälle. Mein Bruder und ich …" „Oh Gott, da komme ich wohl unpassend. Ich wollte euch noch zur Sauna einladen."

Kathi lächelte schwach. „Günter … Rudi lädt uns in die Sauna ein." Zu ihm sagte sie, tief einatmend: „Es geht wirklich nicht. Wir müssen noch einiges richten. Wenn der Chef kommt …" Günter ergänzte: „Sehr freundlich von dir, aber heute ausgerechnet nicht. Ich muss gleich das Spanferkel holen. Wird im Brotbackhaus ge-

macht. So was kennt ihr bei euch gar nicht mehr."

„Doch, doch", meinte Rudi. „Könnt ihr wenigstens mit uns essen?"

„Wir essen in der Küche. Der Chef hätte da wohl nichts gegen, aber mit dem Protokoll dabei – da will keiner anecken. Vielleicht später auf einen Drink."

Zurück in der Sauna dachte Rudi an Kathi und ihre Mutter – und an Günters Beziehung zu ihr. Als Hans und Peter jauchzend im Schnee lagen und unter die Eisdecke tauchten, sagte Rudi zu Roland: „Der Kleinen geht's schlecht." „Ich weiß. Vater tot, Tochter in Berlin bei der Tante, und mit der Mutter geht's bergab. Der Kindsvater ist abgehauen – wohin weiß keiner."

„Günter kümmert sich aber gut um sie. Die zwei sind wohl zusammen?"

„Waren sie mal. Sie hat ihn vor einem Vierteljahr verlassen. Er wollte deshalb nicht mal versetzt werden. Aber jetzt … sie ist auf ihn angewiesen. Ihr Bruder wohnt in Berlin, sonst hat sie niemanden. Günter kommt jeden Morgen von nahe der polnischen Grenze oder schläft hier im Objekt."

Nach dem dritten Saunagang verzichtete Rudi auf die anderen und ging auf sein Zimmer. Lange hatte er sich nicht mehr so wohlgefühlt. In Frankfurt begann jeder Tag mit der Angst, erneut am Pranger zu stehen – als angeblicher Steuerhinterzieher. Der Skandal war ein Fest für unterbeschäftigte Genossen, die sich zu einer Phalanx gegen ihn formiert hatten. Seine Gedanken entknoteten sich: Warum nicht einfach für immer in der DDR bleiben?

Auch hier gab es Aktivisten wie in der SPD, die nicht für das Ziel, sondern für ihr eigenes Fortkommen kämpften. Die Mahnwachen mieden, aber bei „Wahlen" auftauchten. Oder auftraten, wenn es galt, einen Gegner öffentlich zu stellen – wie damals im Club Voltaire, als SPD-Verkehrspolitiker von Straßenbahnaktivisten niedergebrüllt wurden. Danach hatte Rudi sogar bedauert, Teil der Störer gewesen zu sein. Dieses Triumphgefühl, über anderen zu stehen – eine Marktmechanik! Würde er in der DDR davor

verschont? Weil dort Konflikte kultivierter ausgetragen wurden? Aber in welchem Stadium des Sozialismus befand er sich eigentlich? Noch war er Staatssekretär!

Den ersten Medienwirbel hatte er ausgesessen. Nach fünf Tagen flaute das Interesse ab. Nur noch gelegentlich ein wütender Leserbrief. Die FAZ frohlockte über seinen Fall. „Druck auf Hermann nimmt wieder zu", hieß es einmal. Im Artikel forderte ein Ortsvereins-Vize, er solle über Konsequenzen nachdenken – namentlich ungenannt, versteht sich. Dann beruhigte sich die Presselage. Und hier im Osten herrschte Sicherheit. Sein Mageninneres dankte es – und schenkte ihm endlich Schlaf. Und jetzt sogar: ein erstes Hochgefühl.

Er holte „Tea for the Tillerman" von Cat Stevens aus dem Koffer, legte die Musikkassette ein, drehte auf, cremte sich mit Selbstbräuner, sprühte Chanel „Pour Monsieur" auf, zog das stahlblaue Versace-Jacket an. Ein Feiertag. Perfekt ausgestattet, sprang er die Treppe hinunter, rief nach Katharina und Günter – in der Hoffnung, Günter sei schon beim Spanferkel. Aber er war noch da. Rudi fragte scheinheilig nach einem Doppelstecker – und präsentierte dabei sein Jackett.

Dann ging er wieder aufs Zimmer, lauschte auf Türen und Motoren, sah auf den Schnee und die Fußspuren der Saunierer. Als Günter endlich wegfuhr und Roland nicht zu sehen war, lief er erneut zur Küche – wieder mit dem Vorwand, nach dem Stecker zu fragen. Katharina, den Schweiß im Gesicht, schnitt Zwiebeln neben einem großen Topf voller Kartoffeln.

„Hast du Roland gesehen?" Als sie aufsah, war der Silberblick verschwunden:

„Der ist bestimmt noch im Ruheraum. Manchmal spielen sie da Skat nach der Sauna." Er wandte sich kurz ab, blieb dann stehen. „Da fällt mir was ein: Hast du mal versucht, deiner Mutter Papier und Stift zu geben? Manche schreiben, wenn sie nicht mehr sprechen können."

„Ja, macht sie manchmal. Aber auch das wird weniger … Ich

weiß nicht, wie lange das noch geht."

„Habt ihr's mit einem Logopäden probiert?"

„Im Krankenhaus machen die das. Aber sie darf sich nicht anstrengen – wegen der Gefahr eines weiteren Schlags."

Rudi merkte, wie ihn Mitgefühl ergriff – ähnlich weich, wie er es vorher bei Günter gesehen hatte.

„Was isst sie? Sie muss unbedingt ihre Ernährung umstellen!"

Ein Thema, mit dem im Osten jeder westliche Ganzheitsfreund punkten konnte. Da fiel ihm die Getreidemühle im Kofferraum ein – ein Geschenk für den Fraktionschef, das er vor Weihnachten vergessen hatte.

„Sie muss Frisches essen. Ich hab' da eine Idee …" Er tippte sich an die Stirn, sprang auf, holte den Autoschlüssel und rannte, mehrere Stufen nehmend, durch den Schnee zum Parkplatz.

Zurück in der Küche war sie noch bei den Zwiebeln. Rudi sagte:

„Hier, eine Schrotmühle. Damit kann man alles Mögliche machen – fein für drüberstreuen, grob fürs Müsli. Kann sie kauen?"

Erst jetzt bemerkte er ihr eingefrorenes, verschämtes Lächeln.

„Sie … sie kaut … aber nicht gut."

Er hätte sie am liebsten umarmt – und tat es dann auch, vorsichtig, ohne ihre Brüste zu berühren, legte die Arme um ihren Hals.

Sie wurde steif – dann wand sie sich heraus, drehte sich um, blickte ihn streng an:

„Lass … das geht so nicht. Weisste, was meine Oma gesagt hat: In jeder Hilfsbereitschaft lauert auch der Griff in ein anderes Leben!"

„Ich habe dich seit gestern … sehr lieb gewonnen."

Katharina versuchte zu lächeln, blieb aber streng:

„Du kannst nicht hier reinkommen, mir so was Teures hinstellen und denken, ich falle dir um den Hals."

„Nicht gleich?", witzelte er.

„Sei kein Politiker."

Dann, Tränen wischend:

„Nimm das Gerät wieder mit. Ich bin keine Trophäe – wie die

ausgestopften Tiere draußen."

„Ich nehme sie zurück. Aber nur vorläufig."

„Nimm es so hin. Und jetzt raus aus der Küche! Günter kommt gleich – mit dem Ferkel."

Er verließ die Küche beschwingt, stellte die Schrotmaschine auf den Nachttisch. „Nimm es so hin!" – das klang für ihn wie ein erstes „Vielleicht". Dann bemerkte er, dass sein Bett gemacht war. Ah ja, sie kam wohl nur ins Zimmer, wenn der Gast sicher weg war.

Die Ankunft des Staatsratsvorsitzenden und Katharinas Verlegenheit versetzten ihn in Hochstimmung. Vor dem Spiegel betrachtete er sein volles Haar, seine schlanke Nase, das markante Kinn mit dem Grübchen.

Isolde Beste, seine einstige Jugendliebe, hätte nicht schlecht gestaunt, ihn mit Katharina zu sehen.

Was hatte er Isolde geliebt – als sie, Tochter des Wirtschaftsdezernenten, ihn nahm, den Werkzeugmacher und IGM-Linken. Er war ihr Spielball gewesen – und das hatte ihn abgestoßen. Ihre Briefe jedoch, ihre Bewunderung … all das spukte bis heute in ihm.

Katharina aber erschien ihm wie ein Engel – eine, die mit ihrer Unschuld auch seine Schuld wegwischen könnte.

Unten war nun endlich Bewegung. Autos fuhren vor. Er hörte Rolands Tür, blieb aber oben – ein bisschen Majestätik tat gut. Sollte man ihn holen.

Und dann: Roland.

„Erich ist angekommen. Wir wollen ihn nicht warten lassen."

Alle Vorsätze wie weggeblasen – der ranghöchste DDR-Politiker war tatsächlich gekommen, um mit *ihm* zu sprechen. Er zog das Versace-Jacket über und schritt gemessen zur Treppe – staatssekretärlich.

Er betrat das Foyer, ohne zur Küche zu blicken. Honecker stand schon am Esstisch, plaudernd.

„Ich darf vorstellen: Staatssekretär Rudolf Hermann."

„Lass mal, Roland – hier ist immer privat", sagte Honecker. „Meinen Vornamen kennst du ja."

Rudi war überrascht: Die Stimme klang warm, angenehm – kein bisschen wie die quäkende Rhetorik aus dem Fernsehen. Honecker trug Strickweste, Cordhosen, gab sportlich-festen Händedruck. Rudi legte das Jackett ab.

Man sprach übers Jagdschloss, über die Anreise. Dann servierte Günter Wildsuppe.

„Ja, Sauna bei dem Wetter ist wunderbar. Ich rolle mich da wie ein Hund im Schnee. Und dann trinken! Wie viel hast du getrunken? Hoffentlich genug!"

Dann kam Katharina. Zugeknöpft, korrekt. Kein Blickkontakt, kein Silberfunkeln – nichts. Rudi bekam keine Gelegenheit.

Kaum eine Stunde war vergangen, da hatte der Partei- und Staatsratsvorsitzende bereits die Rolle des perfekten Gastgebers übernommen. Er schenkte Wein aus und toastete mit „Na sdorowje" auf die „internationale Solidarität". Kumpelei und Kameradschaftlichkeit breiteten sich aus. Honecker wirkte jungenhaft-naiv, konnte einem fest in die Augen schauen und kaum merklich nicken, wenn er zustimmte – etwa bei Rolands Feststellung, dass „selbst die kämpferischste Bewegung von bürokratischer Erstarrung bedroht" sei.

Die beiden Mitsaunierer warteten höflich auf Honeckers Blick, warfen kurze Ergänzungen ein und schwiegen wieder. So rückte Rudi in die Rolle des Hauptgesprächspartners. Als das Spanferkel serviert wurde, war es stets Günter, der Rudis Gedeck betreute, während Katharina Roland und den Chef versorgte. Ob er etwas weiß? fragte sich Rudi, denn solche Häuser haben überall Ohren. Auffällig war Honeckers Dank an sie – besonders herzlich. Später, als sie wieder in der Küche waren, sagte Honecker: „Das sind zwei prächtige Leute. Sie hat privat gerade ziemliche Sorgen, aber sie lässt sich nichts anmerken. Urlaub haben wir ihr angeboten, aber sie will ihren Dienst tun. Wirklich, eine prächtige Genossin." Rudis Zweifel zerstreuten sich und er versuchte erneut, ihren Blick einzufangen – vergeblich.

Dann kam die Rede auf Leo Poworowski. Honecker führte ruhig

aus, gegen welche DDR-Gesetze dieser Liedermacher verstoßen habe. „Für den Westen ist einer schon unschuldig, wenn er bei uns verurteilt wurde. Ich kann dir aber mal die Akten schicken lassen." Der zuverlässige Genosse aus der Sauna wurde nun gesprächig, sprach über Poworowskis Privatleben und schloss: „Eine ziemlich fiese Type – auch privat!" Rudi ahnte, dass Roland die Sache längst eingefädelt hatte. Nach einem kräftigen Schluck Rotwein erhob Honecker die Stimme zur bekannten Verlautbarungs-Tonlage: „Wir werden ihn auf Bewährung rauslassen." Roland ergänzte, mit gerecktem Zeigefinger: „Der kann den Zeitpunkt sogar selbst bestimmen."

Honecker lächelte säuerlich-mild. Roland und die beiden Genossen präsentierten sich verschmitzt – es war alles geregelt, dachte Rudi. Dann aber hob er sein Glas und stieß an. „Ich dachte an Neujahr", sagte er, „ich gebe es vorher bekannt und besuche ihn in der Haft." Honecker jedoch sah ihn tadelnd an. Hatte er sich verplappert? Honecker wandte sich dem sächselnden Genossen zu: „Du bringst das auf den Weg, nicht wahr?" Das war das ganze Vorspiel zur „Freilassung von Liedermacher Poworowski aus der DDR-Haft" – wieder klang die Stimme des Generalsekretärs kameradschaftlich wie zuvor.

Über Egon Bahr sprach Honecker dann – nur lobend. Auf Nachfrage hin gab Rudi Einschätzungen zu Björn Engholm, Oskar Lafontaine, Gerd Schröder. Überraschend war, dass auch Honecker den „Stamokaps" um Benneter skeptisch gegenüberstand. Als Katharina erneut diskret nach Getränkewünschen fragte, waren sich Honecker und Rudi einig – man lobte Lenin, den Rudi sogar als bedeutenden Sozialdemokraten bezeichnete. Honecker nickte: „Gar nicht mal so falsch." Katharina wartete schweigend.

Alle außer Rudi und Honecker tranken auch klaren Schnaps. Dann bat Roland Katharina und Günter an den Tisch. „Die werden Angst haben, weil der Staatsratsvorsitzende hier sitzt", meinte Rudi. „Vor mir hat niemand Angst", knurrte Erich. Rudi merkte, dass diese Szene wohl Routine hatte – auch mit westdeutschen

Politikern. Wie viele Betrunkene, überlegte er, hatten hier wohl schon versucht, Katharina eine volkseigene Nacht anzutragen?

Er erinnerte sich an Partei-Empfänge seiner Jugend, an alte Männer mit hübschen, jungen Frauen – klare Absprachen, keine Liebe. Die Frauen boten Jugend und Duft, die Männer spendeten dafür Aura von Macht. Einmal war er Dekolleté zu, während sie an einem Tisch mit Staatsminister Benjamin Wischnewski saß. Eine junge Frau senkte ihm das Dekolleté zu, lobte die Medienprivatisierung, während Wischnewski sich routiniert das Hemd in die Hose rüttelte und zwei Hosenknöpfe offen stehen ließ. Rudi war abgestoßen. Mit Isolde bei den Teach-ins zu Erich Fromms Sexualtheorie hatte er gelernt, wie Verfügungsmacht Liebe verdaut. War er nun selbst auf diesem Weg?, fragte er sich, als er zur Toilette wankte. Ist es die Nutzung von Geschäftsordnungen gegen Konkurrenten, das die Glut im Herzen verascht?

Vor dem Urinal spürte er erst den ganzen Stolz über die bevorstehende Freilassung Poworowskis – dann Tränen. Zuerst hielt er sie für Vorfreude, dann erkannte er: reines Weh. Ja, seine Kaste, die Politiker, nutzten dieses Glied über der Porzellanschüssel nur noch als lebloses Gehänge, sei es beim Onanieren oder bei gelegentlichen Bordellbesuchen. Alle Träume der Jugend wurden von den Gedanken an die nächste Intrige zersetzt. Wie lange hatte er nicht mehr von einem ersten Kuss geträumt?

Mit dem letzten Tropfen Urin kam der Gedanke: Vielleicht bleibt mir gar keine Wahl, als jede Romantik dem trickreichen Kampf gegen Atomlobby und Banken zu opfern. Und doch – da war nun Katharina. Und plötzlich kehrte sein jungenhaftes Lächeln über das Becken zurück und hielt bis zum Spiegel.

Am Tisch zurück erschrak er, weil ausgerechnet sie fehlte. Günter erzählte einen DDR-Witz. Nach einer Weile, in der sich das Gespräch wieder um die Atomlobby drehte, kam sie mit einem Glas Rotwein für den Staatsratsvorsitzenden zurück. Dann setzte sie sich nicht mehr schräg gegenüber, sondern auf dieselbe Seite des Tisches wie Rudi – zwei Sitze Abstand. Damit hatte sie jeden

Blickkontakt unterbunden. Aber wenigstens konnte Rudi sich wieder auf den Neujahrscoup mit dem Liedermacher konzentrieren, den er eingefädelt hatte und von dem er sich soviel versprach. Katharina war nicht aus dem Spiel, aber Rudi verstand: Erst mal stillhalten. Der Abend war noch jung.

Eine ganze Zeit sprachen sie über Risiken der Endlagerung. Honecker betonte, die DDR werde weiterhin auf Braunkohle setzen und versprach größte Sorgfalt „unserer Wissenschaftler, unserer tüchtigen Erdkundler und Physiker". Rudi spannte den Bogen über Klimakatastrophe, CO_2-Ausstoß, den Brundtland-Bericht bis zu Energieeinsparpotenzialen. Die beiden verlässlichen Genossen, besonders der sächselnde Hans, meinten mehrmals, im Westen werde alles zu schwarz gesehen – gerade beim Erdgas.

„Wenn die DDR zur europäischen Spitze im Umweltschutz würde – das wäre die reale Utopie!", rief Rudi, „das könnte die Kluft zwischen SED und Westlinken schließen!" Roland hob den Finger: „Welche Kluft? Oder heißt das: Wir müssen alles machen, was ihr drüben nicht hinbekommt? Sozialismus à la carte?" Honecker nickte. Roland fuhr fort: „Strategisch kontraproduktiv wäre: Wir kämpfen bei uns gegen Atom, und ihr steigt immer tiefer ein. Der politische Gegner lacht sich dann aber ins Fäustchen."

Honecker übernahm mit einem kleinen Räuspern: „Ich sehe Nuklearenergie als Übergang. Auch wir werden aussteigen. Aber unsere Menschen haben ein Recht auf Wohlstand, mit dem aufgerüsteten Gegner direkt vor der Tür. Kennt ihr Perry Friedmans Lied?" Und er sang, etwas zu hoch: „Ami go home, spalte für den Frieden dein Atom". Dann: „Unsere Menschen bringen viele Opfer für den Frieden. Ein Ausstieg vor der BRD ist nicht vermittelbar."

Rudi widersprach leidenschaftlich: „Eine gemeinsame Anstrengung wäre wichtig! Wenn wir auf beiden Seiten über die Gefahren der Atomenergie aufklären, wäre unser Kampf glaubwürdiger. Dann würden sich mehr Linke – nicht nur DKP oder versprengte Sozialdemokraten wie ich – für die Existenz der DDR einsetzen. Aber eure AKWs untergraben das."

Dann berichtete Rudi gedämpft von Niedersachsen: Der Salzstock, offiziell Zwischenlager für medizinische Abfälle, werde in Wahrheit als Endlager für radioaktiven Müll genutzt. „Ich erzähle nichts Neues: Die Energiekonzerne sind von Großbanken dominiert. Die Deutsche Bank wurde kürzlich als ‚Manager der Klimakatastrophe' bezeichnet. Ich besitze ein altes internes Dokument, unterzeichnet von Abs, in dem drei Standorte für Atommüll bereits in den 60ern festgelegt wurden – unter Umgehung der Öffentlichkeit."

„Das traut man denen zu", schnarrte der Generalsekretär mit huldvollem Lächeln, ging aber auf das Dokument nicht ein. „Der staatsmonopolistische Kapitalismus nutzt den Staat für seine Profite – ohne Rücksicht auf arbeitende Menschen." Honecker wirkte geistesabwesend, doch Rudi fühlte sich verstanden. Er sprach wieder über die Asse II: „Der gesamte schwach- und mittelaktive Müll seit 1967 lagert da – Uran, Thorium, Plutonium, Radium. Halbwertzeiten von zigtausend Jahren. Und diese Stoffe finden sich nun in Laugen, die in Grundwasserschichten vordringen. Der Betreiber versprach, das würde Jahrtausende fest halten – aber genau das passiert bereits!"

Honecker wirkte schläfrig, Rudi redete sich in Fahrt: „Das Helmholtz-Zentrum wusste längst Bescheid und hat es verschleiert. Ehemalige Mitarbeiter erkranken an Krebs, haben ohne Dosimeter gearbeitet. Statt der angegebenen neun Kilogramm Plutonium lagern dort mindestens das Dreifache."

Rudi blickte triumphierend in die Runde. Honecker hatte eben noch interessiert gewirkt, schien nun aber wie versteinert. Rudi setzte nach: „Ein einziges Kilo Plutonium, richtig verteilt, kann die gesamte Menschheit auslöschen! Die Halbwertzeit ist eine Ewigkeit." Nun herrschte Entsetzen. Honecker hob abwehrend die Hand, räusperte sich. Doch Rudi fuhr fort: „Niemand weiß, wo die Fässer liegen. Einige sagen: alle rausholen. Aber wie? Der Kaliflöz wird zerfressen, Stahlträger verbiegen sich. Und wer kassiert am Ende die Entsorgungsgelder? Dieselben, die es angerichtet hatten."

Er sah Roland direkt an, doch der wich aus. Dann zu den anderen – sie blickten stumm auf den Tisch. „Die Deutsche Gesellschaft zum Bau und Betrieb von Endlagern – Embeha – beschäftigt das einzige qualifizierte Personal zur Rückholung. Sie gehört zu fünfundsiebzig Prozent der Gesellschaft für Nuklearservice. Und wem gehört die? E.ON, RWE, Vattenfall."

Da meldete sich Honecker mit belegter Stimme: „Der staatsmonopolistische Kapitalismus ist ein unmenschliches System. Das wissen wir." Phrasenhaft, dachte Rudi, aber ehrlich gemeint. Später erklärte ihm Roland, wie ungewöhnlich es war, dass Honecker so lange zugehört hatte – das lasse er sich sonst nicht bieten. Umso bemerkenswerter, dass er danach noch einen ganz eigenen Punkt einbrachte: Dass nämlich viele Kaligruben, auch während des Faschismus, dem Goebbels-Schwippschwager Günther Quandt gehört hatten. „Der ließ dort Buchenwaldhäftlinge im Bleigestank verrecken." Und Hermann Josef Abs, der allmächtige Berater Adenauers, habe Quandt 1941 gepriesen – für seinen Glauben an Deutschland und den Führer.

3. Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft „Erich Weinert“

Am nächsten frühen Morgen klatschte die Menge nicht nur für Honecker, sondern auch, als Rudi dem dunkelblauen Lada entstieg. Katharina hatte er zuvor vergeblich gesucht. Honecker, der die Suite neben Rolands Zimmer bewohnt hatte, war früh im Garten gewesen. Hier in der LPG wirkte er wie verwandelt – das fotobekannte süß-säuerliche Lächeln wich nicht mehr aus seinem Gesicht. Rudi war unsicher, ob er den Beifall erwidern sollte, lief – errötend ob des untertänigen Rituals – im Partei-Tross die Treppe hinauf.

Im Tagungsraum standen Frühstückstische bereit. Ein adretter Kellner verteilte Sanddornsaft, Wasser, Kaffee oder Tee. Am Pult sollten gleich die Grußworte des LPG-Leitungskollektivs verkündet werden. Kaum hatte Rudi vom kräftigen Saft gekostet, trat der erste Redner mit dickem Papierstapel ans Mikrofon.

„Sehr geehrter Vorsitzender des Zentralkomitees der SED, lieber Genosse Honecker! Wir sind stolz und glücklich, dich hier bei uns begrüßen zu dürfen. Während im Westen Butterberge verrotten, haben unsere Milchbauern ein gutes Zuhause – auf ihrem genossenschaftlichen Ackerland.“ Der Redner holte tief Luft. „Unsere LPG steigerte die Ernteergebnisse um 4,4 Prozent.“

Den letzten Satz sang er fast. Rudi erkannte den vertrauten Funktionärstonfall – selbstzufrieden, hohl. Wenn er jünger gewesen wäre, hätte er dazwischenrufen wollen. Jetzt aber saß er stumm und stellte sich Katharina vor: Wenn sie zwischen den Tischen servieren würde, wie viel erträglicher wäre diese Szene hier.

Dann wurde Rudi selbst erwähnt. Als „Friedensfreund aus Westdeutschland“, als Staatssekretär aus Hessen. Höflich stand

er auf, glaubte kurz, Katharina zu sehen, verwarf den Gedanken als Wunschbild. Die nächste Rednerin begann mit der Schweinezucht, Milchproduktion und endlosen Zahlen.

Endlich echter Applaus. Honecker schnitt sein Brötchen auf, auch Rudi durfte jetzt endlich essen. Doch gleich begann der nächste Redner: „Lasst euch beim Frühstück nicht stören, aber diese Brötchen stammen zu zweiundachtzig Prozent aus unserem Backkombinat …“

Will ich Katharina nur, weil ich ein räudiger Wolf bin?, fragte sich Rudi, trank vom Kaffee. Nein – es war Liebe. Nur durch die Vorstellung, sie säße neben ihm, war dieses steife Spektakel zu ertragen. Er stellte sich wieder ihre gestrige Nähe in der Küche vor. Hätte er mehr wagen sollen? Noch blieben vier Tage – „für Akquisition und Vertragsabschluss“, wie er sexuelle Annäherung früher sarkastisch genannt hatte. Vielleicht hatte sie ja sogar auf eine Geste gewartet?

Für den Nachmittag musste ein Plan her. Blumen? Zu unauffällig. Parfüm? Zu westlich. Ein Buch? Aber in der DDR las jeder. Wichtig war: Er musste sie allein sprechen. Vielleicht ließ sich Günter fortschicken, Roland ablenken. Oder er blieb einfach in seinem Zimmer, bis Katharina ihn aufsuchen würde …

Je mehr er sich in Gedanken an sie verlor, desto stärker wurde die Sehnsucht, ihr die strenge Uniform runterzuziehen. Als wäre er konzentriert auf den Vortrag über eine Impfkampagne beim Schlachtvieh, schloss Rudi die Augen, um sich ihre Brust auszumalen. Doch es war nicht bloß körperliches Begehren – es war ihr Wesen, ihre Widersprüchlichkeit: Strenge und Puppenhaftigkeit, das winzige Schielen und ihr Stolz.

Die Stimme Honeckers weckte ihn aus seiner Träumerei: „Mein Wort des Dankes an die Werktätigen der LPG ‚Erich Weinert‘ …“

Nach dem Frühstück wurde ein Präsidiumstisch aufgebaut, Liedermacher, Lyriker und Rockmusiker erschienen, unter ihnen Kulturminister Klaus Höpcke. Er zitierte Brechts Liebesgedichte und behauptete, Pornografie bei Brecht sei etwas ganz anderes als westliche Herrenwitze. Honeckers Lächeln wurde spürbar säuer-

licher. Rudi aber war plötzlich hellwach – eine ähnliche These hatte Isolde einst in Frankfurt vertreten. Für einen Moment hätte er sie gern an seiner Seite gewusst.

Stattdessen beobachtete er nun die Sängerin von *Silly*, die mit rauchiger Stimme zum Frieden aufrief. Honeckers Miene hellte sich auf – Frieden war ihm vertrauter als Pornografie. Da flüsterte Roland: „Kennst du sie? Das ist Tamara Danz. Hübsch aus der Ferne, aber von Nahem – leergeschminkt." Rudi war irritiert. So kannte er Roland gar nicht.

Ein Kellner beugte sich zu Honecker. Der wirkte plötzlich aufgeregt. Der Vorsitzende erhob sich, er müsse außerplanmäßig fort, aber wollte „noch ein Wort an die Versammelten richten". Ohne große Umstände begann er seinen Abschied. Kultur und Kunst seien in der DDR „immer großgeschrieben", näselte er. Der Sozialismus ermögliche eine Welt ohne Krieg, und die Partei- und Staatsführung werde „euch mit Wohlwollen begleiten". Dann verabschiedete er sich auch von „meinem Friedensfreund Hermann aus der BRD" und verließ eilends den Saal.

Tamara Danz erhob sich: „Jetzt, wo der Genosse Generalsekretär weg ist, möchte ich ein Brecht-Gedicht vortragen – wir wollen das nämlich vertonen." Kulturminister Höpcke nickte schmunzelnd. Sie begann mit schelmischem Blick: „So wie man Waren anpreist auf dem Markt, zeigt manche Frau, wie man sich um sie reißt …"

Rudi lächelte. Das war die DDR, die er im Westen verteidigt hatte – nicht das Protokoll, sondern die verschmitzten Momente, die heimlichen Widerworte, die Eigensinnigkeit unter Genossen.

Die Stimmung blieb heiter – solange niemand allzu offiziell sprach. Ein Liedermacher aus Dresden provozierte Unmut mit der Zeile: „Unsere Menschen sind keine Trauerklöße." Roland flüsterte: „Ick könnt' glatt heulen."

Zum Mittag gab es ungarisches Gulasch mit „Sättigungsbeilage". Minister Höpcke verabschiedete sich mit einem Augenzwinkern zu Rudi. Der blieb nachdenklich zurück – zwischen zwei Welten, zwischen zwei Frauen, zwischen Pflicht und Begehren.

Über den Autor

Diether Dehm, geb. 1950 in Frankfurt a. M., Autor, Komponist, promovierter Psychosomatiker; siebzehn Jahre Mitglied des Bundestages für SPD und Linkspartei.

1979–1995 Mitarbeiter der Unterhaltungsabteilungen von ARD, ZDF und RTL; Musikverleger, Sänger von 17 Schallplatten und CDs (zuletzt: „Dass ein gutes Deutschland blühe!“, Alte und neue Arbeiterlieder).

Er schrieb rund sechshundert Lieder auf Tonträgern, darunter Hits wie „1000mal berührt“, „Was wollen wir trinken“, „Monopoli“, „Faust auf Faust (Schimanski)“ und „Das weiche Wasser“, u. a. für Klaus Lage, Bots, Joe Cocker, Curtis Stigers, Melanie Thornton, Katarina Witt, Ute Lemper, Gisela May, Udo Lindenberg, Zupfgeigenhansel, Heinz Rudolf Kunze, Christopher Cross, STOMP, Anne Haigis, Uwe Steimle, Reiner Kröhnert. Für Dieter Hallervorden schrieb er diverse Satiren und Texte (z.B. Gaza Gaza). Daneben: diverse Musicals und Theaterstücke.

Bisherige Romane: „Die Seilschaft“ (2004), „Bella ciao“ (2007, deutsch, englisch, türkisch), „REBECCA – Aufstieg und Niedertracht Bd. 1“ (2025).

Sachbücher von Diether Dehm

- „Schulreport – Schülerbewegung und Bildungsreform“. Melzer-Verlag, 1969.
- „Die geschlossene Gesellschaft. Zur Ökonomie des Numerus Clausus“. Hosch-Verlag, Frankfurt 1970.
- „Die 1900-Kontroverse. Bertolucci und Fragen der Literaturkritik“. Edition Venceremos, Rüsselsheim 1978.
- „Ästhetik und politisches Bewusstsein. Kulturarbeit und Politik live gemacht“. Vorwort: Günter Wallraff. Peter Hammer Verlag, Wuppertal 1984, ISBN 978-3-87294-241-8.
- „Gute Unterhaltung. Kritische Beiträge zur Unterhaltungskunst“. Leitfaden fürs Liedtextschreiben. Weltkreisverlag, Dortmund 1986, ISBN 978-3-88142-369-4.

- „Unschuld kommt nie zurück“. Vorwort von Peter Maffay. Piper-Verlag, München 1987, ISBN 978-3-492-10751-8.
- „Meine schönsten Skandale“. Von Ruf- und anderen Morden. Vorwort: Peter Gauweiler. Das Neue Berlin, Berlin 2019.
- „Revolution für Europa“ (Hrsg.) mit Sahra Wagenknecht, Alexis Tsipras, Konstantin Wecker u. a. Das Neue Berlin, Berlin 2013, ISBN 978-3-360-02161-8.
- „Rente und Respekt! Das rot-rote Buch fürs Älterwerden“ (Hrsg. mit Christian Petry). Mit Beiträgen von Sahra Wagenknecht, Konstantin Wecker, Martin Schulz, Lothar Binding, Matthias W. Birkwald, Matthias Miersch, Zaklin Nastic. Das Neue Berlin, 2020, ISBN 978-3-360-01361-3.
- „Pornographie und Klassenkampf. Anwendung materialistischer Psychologie“. Promedia-Verlag, Wien 2023.

„REBECCA – Aufstieg und Niedertracht Bd. 1“

Den Vorgänger-Roman von „KATHARINA – Aufstieg und Niedertracht Bd. 2“ nannten:

- die konservative Fuldaer Zeitung: ein *„erzählgewaltiges Werk“*;
- das „rechte“ Magazin Compact: *„Roman des Jahres, der noch in hundert Jahren gelesen“* werde;
- die linke UZ: *„Früher musste man Böll lesen, um den Rheinischen Kapitalismus zu begreifen, jetzt kann Dehm zu Rate gezogen werden … spannend bis zum Schluss.“*;
- der kommerzielle Sender Hitradio FFH: ein *„großes Sittengemälde“*;
- die Alternativ-Plattform NachDenkSeiten: eine *„Hommage an die Arbeiterklasse“*, ein *„Friedensbuch“* mit *„starken weiblichen Hauptfiguren“*;
- Katarina Witt schrieb in der Berliner Zeitung: *„Ich freue mich schon auf Band II: KATHARINA!“*

Die Oberkellnerin Katharina in Honeckers Jagdschloss „Hubertusstock“ wird für den hessischen SPD-Staatssekretär Rudi Hermann bei einem Weihnachtsausflug an den Werbellinsee in der DDR zu einer Engelsgestalt intimer und gesellschaftlicher Sehnsüchte. Ihre ungekünstelte Art, zu sehen und zu reden, bildet einen extremen Kontrast zum westdeutschen Parteienmorast, in dem Rudi zu versinken droht. Als linker SPD-Star muss er nämlich gerade hart gegen rätselhafte Skandalisierungen aus dem geheimdienstlich-medialen Komplex ankämpfen. Zudem ist Rudi Hermann einem Grundwasserskandal im profitablen Atommülllager „Asse“ auf der Spur.

Obwohl Katharina Rudis Drängen, ihn in Frankfurt am Main zu heiraten, nicht nachgeben will und bei ihrer Tochter Vivienne in Ostberlin bleibt, gibt sie ihm Halt und Hilfe – gemeinsam mit einigen wenigen Freunden in SPD und SED. Gegen den geheimdienstlich-medialen Komplex des „großen Geldes“ und gegen dessen Skandalisierungsanschläge auf Rudi. Aber auch gegen „eigene“ Parteifreunde, die den prominenten Bankengegner weghaben wollen – mit Fallenstellereien des Parlamentarismus, die in diesem Liebeskrimi so detailgetreu wie spannend ausgemalt sind.

„KATHARINA“ ist Band II der Trilogie „AUFSTIEG UND NIEDERTRACHT“ aus der Saga einer sozialdemokratischen Familie. „KATHARINA“ folgt auf den Roman „REBECCA“ (Berlin 2025) über den Nitribitt-Mord 1957, als Rudi noch ein Kind war – und über seine Eltern, die unfreiwillig Zeugen im Mordprozess wurden.

Zu „REBECCA“ schrieb die konservative „Fuldaer Zeitung“: ein *„erzählgewaltiges Werk“*; das „rechte“ Magazin „Compact“: *„Roman des Jahres, der noch in hundert Jahren gelesen“* werde; die linke „UZ“: *„Früher musste man Böll lesen, um den Rheinischen Kapitalismus zu begreifen, jetzt kann Dehm zu Rate gezogen werden … spannend bis zum Schluss.“*; der kommerzielle Sender „Hitradio FFH“: ein *„großes Sittengemälde“*; die Alternativ-Plattform „NachDenkSeiten“: eine *„Hommage an die Arbeiterklasse“*, ein *„Friedensbuch“* mit *„starken weiblichen Hauptfiguren“*.

Und Katarina Witt freute sich in der „Berliner Zeitung“ auf Band II: „KATHARINA“. Der hier nun vorliegt.

KRASSER GURU
buecher.krasser.guru

ISBN 978-3-911834-07-0
9 783911 834070
Preis: 24,90 Euro [D,A]